



# Feierabend



## Gurru und Rifu.

Von Pierre Lorent.

Surru diente beim achtundzwanzigsten Kolonialregiment in Algier. Drei Jahre lang. Dann kam er nach Madagaskar. Er sah zum erstenmal das Meer und Schiffe. Dabei dachte er an die Sagen des Mediziners von Abu-Kin, seinem Heimatsort am Kongo. Er staunte diese neue Welt an und hinter diesem Staunen lag die Sehnsucht nach der väterlichen Lehnhütte.

Surru fand keine Freude daran zu wissen, wie ein Gewehr zu laden und abzuschließen sei. Wie man sich mit einem Weiszen verständige, wie man Treppen steige, sich kleide. Er sehnte sich nach der Nacktheit der Jugend zurück, der Primitivität der Heimat, den größten Kriegstänzen in greller Bemalung.

In der Hafenstadt ging Surru an einem Spielwarenladen vorbei. Er blieb stehen und starrte lange durch die Scheiben. Puppen hatte er wohl schon öfters gesehen und war immer achlos an ihnen vorbeigegangen. Aber diesmal mußte er doch stehenbleiben, denn dergleichen war ihm noch niemals unter die Augen gekommen: eine schwarze Puppe. Eine Negerpuppe.

Surru war in Nachdenken versunken und stellte Vergleiche an. Die Kinder der Abu-Kin sind wohl schöner als diese Puppe hier. Auch sind sie nackt und nicht in so geschmacklose, weiße Fetzen gehüllt. Dafür würden sich die Kinder von Abu-Kin schön bedanken. Aber immerhin — eine Negerpuppe....

Surru betrat den Laden. Er zählte die Sou's zusammen und suchte in den Taschen so lange, bis er auch den letzten gefunden hatte. Eigentlich wollte er Tabak kaufen und auch Gin. Denn er hatte wie alle Neger Alkohol und Tabak bei den Weiszen kennen und lieben gelernt. Aber diese Negerpuppe mußte er haben. Und er legte alle Münzen auf den Tisch. Mit der Puppe im Arm wanderte er in die Kaserne zurück. Durchwanderte mit ihr weitere vier Jahre seines armseligen Lebens.

„Hast du Kinder, Surru?“

„Ich weiß es nicht, Sahib.“

„Wieso?“

„Ein Neger weiß nie, ob die Kinder der Frau auch seine Kinder sind. Möglich, Sahib. Auch nicht möglich.“

Surru liebte die Kinder, da Neger immer kinderliebend sind. Daher liebte er

auch seine schwarze Puppe und nannte sie Rifu.

„Hast du ein Weib, Surru?“

„Ja und nein.“

„Was soll das heißen?“

„Bevor ich den Kaufpreis erlegen konnte, hatten mich die Weiszen geholt, Sahib. Zum Militär.“

„Also ein Mädchen hattest du?“

„Ja, Sahib.“

„Wie heißt es?“

„Rifu, Sahib.“

Und Surru erzählte der Negerpuppe Rifu — er hatte ihr denselben Namen gegeben wie seinem Mädchen — seine Gedanken, Erlebnisse und Sehnsucht. Wenn die anderen die Kaserne verließen, Hafenschichten und Dirnen aufsuchten, dann blieb er allein zurück. Er holte Rifu aus dem Brotack, in dem er sie immer neben der Reiskonferve herumtrug — im Gefecht, im Lager, auf der Wache —, und entkleidete sie. Nacht stellte er sein kleines Mädchen vor sich hin und lauerte sich nebenan auf den Boden. Er begrüßte sie, indem er seine berbe Nase an der Miniatur Nase der Puppe rieb. Er stimmte leise, leidvolle Lieder der Heimat an. In den Augen lag schimmernder Glanz, als ob Tränen hauchdünn, sich im brechenden Abendlicht eines trostlosen Kasernenzimmers spiegelten. Namen die Kameraden polternd, lachend, betrunken heim, dann kleidete Surru die Puppe rasch an und ließ sie wieder im Brotack verschwinden, um dem Gespött auszuweichen.

So ging es drei Jahre lang. Im vierten brachte ein Transportdampfer das achtundzwanzigste Kolonialregiment zurück nach Afrika und auch Surru war dabei.

Geht es in die Heimat zurück? Werden ihn die Weiszen freilassen? „Weisze haben kein Herz, Sahib, für Nigger. Nigger ist kein Mensch für sie. Weniger als Tier.“

Und Surru zweifelte, daß er in die Heimat entlassen würde. Klein-Rifu war in seiner Begleitung. Sie war schon schäbig geworden, abgenützt und der Kopf hatte einen Sprung, aus dem Stroh hervorlugte. Ihn hatte lange Zeit dieses Stroh nachdenklich gestimmt, um so mehr als er bei einem Gefecht den Schädel eines Gegners mit dem Gewehrkolben eingedroschen hatte und kein Stroh fand, sondern eine breiige Masse und Blut. Seit damals dünkte ihm Rifu beson-

ders wertvoll, denn sie war anders als die anderen. Ganz wie sein Mädchen, für das er den Kaufpreis nicht erlegen konnte, denn die Weiszen hatten ihn zu früh geholt und weggeschleppt.

Ich hatte Surru längere Zeit nicht gesehen und vermutete, daß er in sein Heimatsdorf Abu-Kin entlassen worden oder dorthin durchgebrannt sei. Da kam eines Tages ein Neger zu mir.

„Surru ruft dich, Sahib! Er liegt in der Spitalsbarade fünf.“

Ich ging tags darauf hin und fand Surru. Ich hätte ihn nicht wiedererkannt, hätte ich nicht seinen Namen auf der Kopf-tafel gelesen. Er war Haut und Knochen. Aus dem Riesen war ein Skelett geworden. Seine Stimme war leise, wie Wüstenwind heiß. Er preßte jedes Wort mühsam hervor und hielt Klein-Rifu engumschlungen im Arm.

„Ich muß sterben, Sahib. Ich muß, ich weiß es, Sahib.“

Er machte eine Pause, um nachzudenken.

„Vielleicht kommst du nach dem Kongo. Der Kongo ist groß und schön, Sahib. Und, wenn du dorthin kommst, vielleicht kommst du auch nach Abu-Kin. Frage dort nach Rifu. Sie wird Surru vergessen haben und ein anderer hat sie gekauft. Denn Rifu ist schön und vier Sad Salz, zehn Kamele und dreißig Schafe ist nicht teuer; das ist sie wert.“

Er machte wieder eine Pause, denn Reden und Denken schien ihn gewaltig anzustrengen.

„Gib dann Rifu diese kleine Rifu. Ich einen Gruß von Surru. Daß er bei den Weiszen hat sterben müssen, sag ihr auch. Und daß er Abu-Kin nicht vergessen hat. Rifu nicht, die vier Sad Salz, zehn Kamele und dreißig Schafe auch nicht. Tu das für einen armen Nigger aus dem Kongo.“

Und er reichte mir die Negerpuppe. Stroh klappte aus dem Schädel und die Nase war ganz abgeweht, als ob sie nie dagewesen wäre.

Ich bin nie nach Abu-Kin gekommen. Ueberhaupt nie nach dem Kongo. Habe nie Rifu kennengelernt und kann auch nicht beurteilen, ob sie so schön ist, daß sie wirklich vier Sad Salz, zehn Kamele und dreißig

Schafe wert ist. Aber Klein-Riku habe ich mitgenommen. Sie lehnt in der Ecke des Divans zur unerklärlichen Wut meiner

Hausfrau und erinnert mich an Surru, die Tropen. An Niggerlieder, Niggersehnsucht, Niggerleid.

## Wannsee.

In Kürze erscheint am Verlag des „Bücherkreises“, Berlin SW. 61, ein neuer, zweibändiger Roman von Karl Schröder unter dem Titel „Familie Markert“. (Jeder Band 4.80 Mark, für Mitglieder Sonderpreis.) Wir bringen schon heute aus dem allgemein mit Spannung erwarteten Werk, das die Wandlungen des Ehe- und Familienlebens der Gegenwart zum Thema hat, einen größeren Abschnitt.

Noch niemals war Hanna im Freibad. So viel hat sie schon von Wannsee gehört; gesehen hat sie es nie; stets war ein sonderbares Empfinden dabei, wenn sie denken mußte: Zehntausende baden dort — Männer und Frauen. Sie ziehen sich aus; baden nebeneinander; genießen sich nicht. Sie sieht das Bild der badenden Menschen, so wie sie es sah auf Zeitschriftenbildern. Sie weiß nicht, soll sie sich schämen, oder ist es so, wie es ist, weil so viele es tun und niemand dabei etwas findet. Sie kann sich nicht vorstellen, daß sie darunter sein könnte. Unwillkürlich sucht sie zusammen, drückt die Hände über die Brüste.

Sie denkt an die Eltern. Die Eltern badeten nie. Sie muß lächeln; sie sieht die Mutter im Badeanzug. Ein unmögliches Bild. Nein — niemals wäre die Mutter nach Wannsee zu bringen gewesen. Sicher hätte sie alle dort für schlechte Menschen gehalten; jedenfalls aber die Mädchen für schlechte Mädchen.

Und jetzt ist sie selber hier. Mit Frik. Was soll sie tun?

„Frik! Ich kann nicht!“  
„Anstimm! Was kannst du nicht?“  
Sie errötet bis über den weißen Nacken. Frik! Du weißt, was ich meine; quäl mich doch nicht!“

„Ich quäl' dich doch nicht — aber dies ist Anstimm — denkst du, du fällst hier auf? Sieh doch mal hin!“

Sie stehen auf einer der breiten Treppen, die die Böschung hinabführen an den See.

Das Bild, das dem Auge sich bietet, ist schön und voll farbiger Kraft. Kilometerweit dehnt sich der See, eine ruhige Wasserfläche, durchsichtiges Blau, das in der Luft zu schweben scheint; durchbrochen von breiten, schnee-weißen Lupfen zahlreicher Segel. Ein Gürtel von Wald umfäumt den See. Landjungen springen vor; auch sie im ersten schimmernden Grün einer quellenden Vegetation. Die Balsambüste eines herrlichen Maientages würzen die Luft.

Zu ihren Füßen aber — mehr als tausend Meter sich dehnd von Süd nach Nord — ein breiter Streifen feinkörnigen, weißen Sandes, auf dem wohl mehr als zwanzigttausend Menschen sich tummeln; fast alle in Badekostümen.

Die meisten lagern im Sande, wohlighin kuschelnd unter den Strahlen der Frühlings-sonne. Ein Teil aber spielt auch im flachen Strandwasser, juchzt und schlägt mit den klagen Händen das Wasser zu Sprühfontänen. Sichere Schwimmer wagen sich vor in die tieferen Strecken des Sees.

Zwischen den waldbunten Böschungen und den lagernden Gruppen ziehen sich in der Länge des Strandes überdachte, nach dem See zu offene, fliesenbedeckte Wandelgänge hin; vorüber an zahlreichen bunten Boscaren, die alles bieten, was badenden Menschen Bedarf und Genuß sein kann. Die Dächer der Hallen

sind flach; erhöhte Estraden, auf denen das Menschengewühl sich leicht verteilt.

Ein buntes Bild. Ein regelloses Neben- und Durcheinander gedämpfter und greller Farbtöne, Fliesen und Gleiten, Durchbrechen, Zerreißen und Wiederfinden. Zugleich aber alles gebunden und ausgeglichen vom strömenden Licht eines blauen Himmels.

Zu Frik und Hanna, auf der Höhe der Böschung, dringt ein Stimmengewirr wie monotones Rauschen, das die Sinne umhüllt, erheitert und wieder belebt, unentrinnbar in seinen Tönen steht.

Ein Taumel ergreift das Mädchen. So ist einem Menschen zu Rute, den auf steilem Grat ein Schwindel befällt. Er fühlt, wie die krampfenden Hände sich lösen. Ein Doppelgefühl erfüllt ihn. Noch überwiegt die Angst, den rettenden Halt zu verlieren, aber schon beginnt ein sonderbares Begehren stark und stärker das Bewußtsein zu fällen. Eine Sehnsucht, ein Sichverlieren und zuletzt ein jügelloses Begehren, bewußtlos durch den Raum zu gleiten.

Ein Schauer überrieselt Hanna. Immer nur sah sie die Menschen der Großstadt: sah die grauen Häuser, die Menschen des Alltags. Auf einmal sieht sie Menschen aus Fleisch und Blut, sieht Haut und Haar, sieht Nacktheit und Form der Natur.

Auf der Treppe, auf der sie stehen, herrscht liebhaftes Rumoren und Gehen. Zwischen bellenden Männern und Frauen wandeln rot- und bronzefarbene gebräunte Körper. Runde Hüften und spitze Brüste, muskulöse Nacken und kraftvolle Säugel spielen in der Schönheit der Formen, bieten sich frei jedem fremden Auge.

Ein junges Paar bleibt dicht vor den beiden stehen; die nackten Arme ineinander verschlungen. Anmutig lehnt das junge Mädchen den Kopf mit den schwarzen Haaren an die kupferfarbene Schulter des Jünglings, leise reibt sie die Wange. Er sieht herunter auf sie; beider Augen versinken einander in liebender Sehnsucht.

Wieder erzittert Hanna. Sie ist betäubt. Will wegsehen, muß doch hinsehen; sie sieht und wendet sich schnell wieder ab. Als ob sie einen Salt braucht, greift sie nach Frikens Arm. Ohne zu sprechen, gehen sie jetzt die Treppe hinunter.

Unten müssen sie Badezeug leihen. Noch einmal macht Hanna einen schwachen Versuch, zu widerstreben; aber 10 Minuten später steht sie mit gefenkten Augen vor Frik. Anapp umschließt das rote Trikot den vollen, weichen Körper. Die Knie sind ein ganz klein wenig nach innen gepreßt, als müßten sie den Schoß des Mädchens schützen, samtweich und weiß blühn Schultern und Schenkel. Wer sie wissen-den Augen ansieht, glaubt es sagen zu können: dies Mädchen wird Kinder gebären und wird sie mütterlich hüten.

Niemals sah ein Fremder sie so. Auch Frik sieht es heute zum erstenmal. Er selbst war schon zwei oder dreimal hier, aber stets allein, und das ist jahrelang her. Er will nicht befangen sein, will zeigen, daß er alles natürlich empfindet, daß er keine andere Regung fühlt als Lust und Freude an Wasser und Sonne. Es gelingt ihm nicht ganz. Er wirft einen raschen Blick auf das Mädchen, seine Sinne geraten in Aufruhr. Er faßt die Rundung der Brüste und die kräftige Linie der Hüften. Einen

Augenblick schließt er die Augen. Schnell beginnt er zu reden, die Befangenheit zu ver-wischen.

Hanna wagt noch nicht, aufzusehen. Sie schämt sich wieder, sie hat das Gefühl, die einzig Nackte zu sein, auf die die Augen aller sich richten. Sie wird unsicher in den Beinen, macht Schritte, als ob sie beim Treppensteigen eine Stufe verfehlt. Erst allmählich — als beide die Wandelhalle durchschreiten, tausend und aber tausend vorübergehen, gekleidet wie sie, harmlos plandernd, lachend, nackte Körper streifend, nicht anders als im Gewühl der Großstadtstraße — wird sie sicherer. Als sie dicht beieinander im Sande liegen — Frik hat um sie beide herum einen kleinen Sandwall geschaukelt — fühlt sie sich nicht mehr fremd, wagt es sogar, einen schelmischen Blick nach jungen Männern und Mädchen zu werfen, die in der Nähe lagern und eben auf kleinem Grammophon zum Tanz aufspielen. Es ist, als wollte sie sagen: seht ihr, ich fühle mich wohl, ich bin unbefangen wie ihr und fürchte mich nicht ein bißchen.

Was kann herrlicher sein, als baden im Wasser und Licht und Luft!! In Spannung und Lösung, im kräftigen Spiel aller Muskeln wird Schönheit und Reinheit geboren, Sauberkeit innen und außen.

Ehre und Ruhm den Vertretern einer Gesellschaft, die zu Taten gesonnt hat:

Freiheit wird nur aus Freiheit geboren. In Freiheit schreiten, heißt Freiheit lernen. Wahrheit braucht keine Hüllen.

Auch den Vertretern einer Gesellschaft, die junge Freiheit wieder verkrüppeln will, Wahrheit in Lüge verkehren. Unter Hüllen und Masken, unter Zwang und Zensur gedeihen der Sünne und die Anechtsgesinnung.

Frik und Hanna erleben heute, was Hunderttausende vor ihnen erlebt haben und andere Hunderttausende nach ihnen erleben werden.

Sie kamen: neugierig ein wenig, ein wenig schmutzig, ein wenig eitel, ein wenig furchtsam und jeder allein. Sie gehen: geklärt und befreit, glücklich und furchtlos im Strom der Masse; nicht ausgelöscht — nur hingegeben dem Strom. Einsam nicht mehr und doch allein.

Stunden sind wie Minuten verflogen. Sie hörten und sahen alles — sie hörten und sahen nur sich. Dreimal stürzten sie lachend ins Wasser — dreimal trockneten Sonne und Wind und wärmender Sand. Die Haut ihrer Körper beginnt sich zu röten; rascher pulsiert das Blut, unrieftelt sie rings mit wohligen Strömen.

Hanna schämt sich nicht mehr, sie wirft sich auf Rücken und Seite und Brust, sie richtet sich auf und schüttelt den Kopf wie ein stürm-sches Kind, daß die schwarzen Haarsträhne fliegen. Herausfordernd sieht sie auf Frik. Auch Frik ist glücklich und sorglos:

„Ich wußte noch gar nicht, daß du so wild sein kannst —“

„Es ist herrlich, mein Liebster. Wann gehen wir wieder her?“

Sie streichelt die eignen Glieder. Sie beginnt zu spüren, was Freude sein kann an reiner Natur, Freude an eigener Gesundheit, Freude an schönen Formen.

„Wie schade, daß es schon Abend wird!“

„Ein schöner Abend!“

„Wunderbar schön.“

„Und morgen ist Godas Hochzeit —“

Er hat es gedacht. Er spricht es nicht aus. Lautlos steigt es über ihn hin, wie der plögl-iche Schatten einer Eule über eine mond-belichtete Fläche im düster schweigenden Walde.

„Was ist dir, Liebster?“

„Nichts — es ist schade, daß wir schon gehen müssen.“

„Ja, sehr schade; aber sieh nur, wie schön die Sonne ist!“

Am Strande ist es stiller geworden. Die großen Massen sind langsam verschwunden. Ihr Platz wird nicht aufgefüllt von den wenigen, die noch kommen. Der Wald ringsum wirft lange dämmernde Schatten, die Kiefern spreizen die Äste wie düstere Fächer. Die Stimmen der Menschen klingen gedämpft, die bunten Farben verschleiern langsam in Grau. Der See liegt reglos da; eine glatte

Fläche inmitten schwarzer und schwerer Ränder. Nur ganz vereinzelt durchblitzen ihn silberne Streifen. In der Mitte aber taumelt — trunken in Rot und Gold — die untergehende Sonne. Ihr Widerschein glüht ein letztes Mal auf den roten Stämmen der Uferbäume.

Schweigend sitzen die beiden; eng aneinandergelehnt.

Beide empfinden die traurige Melancholie des Abends in einer Gesellschaft, die für die Mehrheit ihrer Mitglieder wirr und undurchbringlich geworden ist wie Tropenschungel und die geladen ist mit dem Grauen und der Angst dieses Schungels.

Er ging mit mir in ein Wirtshaus und zeigte mir sein Geld und bestellte Wein. viel Wein — beide wurden wir schließlich betrunken. Zu allem Ueberflus schenkte er mir auch noch eine Uhr — aus Gold — ein Reiseandenken aus Amerika. Eine prachtvolle Uhr, Herr, mit zwei Kapseln, und sie funktelte wie die Sonne. Zwei Dollar und fünf Cents hatte sie gekostet — so sagte mir Guglielmo; ich weiß nicht wie viele Lire das sind, aber es war jedenfalls ein hoher Preis für eine Uhr — und er schenkte mir diese Kostbarkeit. Ich meinerseits umarmte ihn und beteuerte ihm, daß er mein bester Sohn sei — dieser Ganner — Herr — gestern abend habe ich wirklich etwas erlebt — zum erstenmal in meinem Leben.

## Gein großes Erlebnis.

Von B. Groß.

„Ob ich etwas erlebt habe? Herr, was so ein armer Schluider schon erlebt! Anfang März komme ich hierher ins Hotel, putze Stiefel, schlepe Feuerung herbei, klopfe Teppiche und alles — heilige Mutter Gottes, ein Tag gleicht dem anderen. Und im Herbst, Ende November, wenn die Saison vorbei ist, kehre ich nach Italien zurück, in meine kleine Stadt, wo ich dann von meinen Ersparnissen leben kann. Ein herrliches Leben, Herr — im Winter also — aber irgend etwas erleben? Nein, das gibt es bei mir nicht — Sacramento — was soll so ein armer Teufel auch wohl erleben?“

Ich wurde Schuster, flüchte jeden Tag meine Schuhe. Ja! Eines schönen Tages war ich dann auf einmal verlobt — in unserer Stadt verloben sich alle —, und dann heiratete ich. Ich fuhr fort, Schuhe zu beschlehen. Wir bekamen Kinder. Vier Kinder. Eines Tages brach Feuer bei uns aus, denn ich wollte gern nach Amerika fahren, hatte jedoch kein Reisegeld. Viele Jahre hindurch hatte ich meine Beiträge für die Feuerversicherung bezahlt, aber, Herr, ein armer Kerl wird immer von den großen Herren betrogen, denn sie haben die Macht in Händen. Nicht eine Lira bekam ich von der Versicherung, denn sie behaupteten, ich selbst hätte mich der Brandstiftung schuldig gemacht. Ich wanderte anderthalb Jahre ins Gefängnis — ja, Herr, kann ich was dafür, daß das jüngste Kind nicht gerettet wurde? Ich hatte davon geträumt, nach Amerika zu fahren und dort reich zu werden, aber nun hatte ich nichts — es gibt keine Gerechtigkeit in der Welt, Herr! Meine Frau war lange bettlägerig. Ein Balken war ihr auf die Schulter gefallen — sie wurde nie ganz geheilt und starb schließlich. Und ich beschlehte weiter meine Schuhe. Was blieb mir denn auch übrig! Aber etwas erleben — nein, Herr, man erlebt nichts, wenn man Stiefel beschleht.

Die beiden Mädchen wuchsen heran. Der Junge erkrankt, als er neun Jahre alt war. Als die Mädchen heirateten, blieb ich allein in der Stadt zurück. Ich hörte nichts mehr von ihnen, denn was machten die sich auch aus ihrem armen Vater! Ich flüchte meine Schuhe, bis eines Tages der Enrico Baros nach der Schweiz reisen wollte. Er erzählte mir, daß man dort viel Geld verdienen könne. Einige arbeiteten in Fabriken, in Seidenwebereien und anderen Betrieben, aber alle verdienten sie sehr gut, so daß sie Geld nach Hause schicken konnten und im Winter zu leben hatten. Ich reiste also mit Enrico. So kam es, daß ich hier in diesem Hotel Arbeit erhielt. Wenn Sommer hindurch bin ich nun hier gewesen. Ich komme im März und kehre im November nach Italien zurück, aber was erlebt man denn, wenn man in einem Hotel Stiefelputzer ist! Man arbeitet, man ist, man schläft

— nichts weiter — so war es jahraus, jahrein — bis — ja bis gestern, da habe ich was erlebt, Herr; heilige Mutter Gottes, was habe ich da erlebt...

Ich hatte frei und ging die Bilansstraße entlang, als mir Guglielmo Bavi, Bettas Mann, begegnete — also mein Schwiegerjohn. Elegant gekleidet, die Taschen voll Geld, denn er war aus Amerika gekommen über Hamburg, hatte eine zweitägige Eisenbahnfahrt hinter sich und wollte hier in Luzern umsteigen. Zwei Stunden hatte er Aufenthalt, bis der Zug nach Bellinzona kam...

Wir ließen uns mehr Wein kommen. Ich bezahlte. Wir sangen und waren lustig. Ich pushte die Uhr mit meinem Zuckernägel, daß sie wie der helle Tag erstrahlte, und Guglielmo hatte auch seine Freude — die Taschen voll Geld — viele hundert Lire — fünfhundert. Aber dann — schlief ich schließlich ein.

Als es schon sehr spät war, weckte mich der Kellner. Es war Feierabend. Guglielmo war verschwunden, denn er durfte den Zug nicht verpassen, aber, Herr, noch nie in meinem Leben habe ich etwas derartiges erlebt — denken Sie sich, Herr, er hatte die Uhr mitgenommen — meine Uhr...

## Redebütten aus dem Gerichtssaal.

Der Richter:

„Einen Polizeihauptmann in Zivil kann man keinesfalls als eine Menschenmenge bezeichnen.“

„Es fließt so viel Geld unnötig in Duellen, die man eigentlich an der Wurzel abhauen sollte.“

„In dem Zimmer war nach Bekundung der Zeugen ein Mann. Er saß mit dem Kopf auf dem Tisch und weinte.“

Der Angeklagte:

„Ich bin ein Gemütsmensch — ich will wissen, warum ich geschlagen worden bin!“

„Ich nahm an der Demonstration teil. Unter dem Arm hatte ich ein Transparent.“

„Fische und Obst ist eine Sache, wie auch meine Ärzte bezeugen können, wo ich nicht eh.“

„Als ich geboren wurde, erblickte ich das Licht der Welt am 18. Oktober 1884 zu Berlin.“

„Familienstreitigkeiten! Man wies mir die Tür. Mein Vormund hat noch einmal geheiratet. Das war ein Mißverständnis.“

Der Sachverständige:

„Die Sektion zeigte eine offenbar schon längere Zeit im Wasser gelegen habende Leiche.“

„Dem Angeklagten mußte vor einigen Jahren ein Finger amputiert werden. Dieser Finger fehlt auch heute noch.“

Der Verteidiger:

„Das Gerede ist ein Bestandteil des ganzen Verbandswesens.“

Die Zeugin:

„Mein Mann nahm sich einen Zahn aus dem Munde und sagte: Ob ich wohl Zucker habe?“

„Koggebrechts? — Ach, das sind so intelligente Leute mit gegenüber.“

„Mein Mann wollte seine Ruhe haben; deshalb gab es immer Krach.“

Der Zeuge:

„Der Angeklagte hat mich wochenlang mit Drohungen bedrückt wegen der Dame. Das ist die, wo ihr Vater die Brautwopphos baut.“

„Wir haben in der Wohnung ein sehr sittliches Leben geführt. Deshalb zog ich auch bald aus.“

„Es wird dem Angeklagten nicht gelingen, mir seinen Anzug in die Schuhe zu schieben.“

„Herr Rechtsanwalt, ich weiß genau, daß Sie hier nur einen Probestablon abschließen, damit ich mich darin verwickeln soll!“

## Ein geheimnisvoller See.

Er hat nicht seinesgleichen auf der ganzen Erde, dieser See, der auf der kleinen Insel Rindin an der Murmanküste im Norden Rußlands liegt. Höchst seltsame Tatsachen sind es, die durch die Veröffentlichungen, besonders des russischen Forschers Derjugin, einem weiteren Kreise bekannt wurden.

Man findet in ihm ganz echte Süßwasseriere, wie z. B. den jedem Aquariumbesitzer bekannten Wasserfloh, neben Seerosen und Dorscheln und einer ganzen Reihe anderer echter, nirgends im Süß- oder Brackwasser vorkommender Meerestiere. Daß auch Bewohner des brackischen Wassers angetroffen werden, läßt sich nach dem oben Gesagten leicht vermuten. Und mit der Pflanzenwelt ist es genau so. Die kleinen zierlichen *Myriophyten*, wie das Zuckerrädchen und andere Arten des Süßwassers gedeihen neben Formen, die sonst nur im Meere zu Hause sind.

Darauf beruht nun diese höchst seltsame Zusammenfügung der Bewohnererschaft dieses Sees? Auf der nicht minder merkwürdigen Tatsache, daß sich fast süßes und stark salzhaltiges Wasser in denselben Seebecken nebeneinander gelagert vorfinden. Bis in eine Tiefe von 3 bis 6 Meter ist das Wasser fast süß, während

dann der Salzgehalt sehr rasch zunimmt, bis zu Größen, wie wir sie im Meer finden. Nun müßte man eigentlich erwarten, daß im Laufe der Zeit das Salz der tieferen Schichten auch an die oberflächlicheren vordringen würde. Dieses an sich unumgängliche Ereignis wird aber durch die einzigartige Lage des Sees verhindert. Er liegt nämlich ganz dicht am Meere, nur durch eine Sandbarre von 54 bis 63 Meter Breite davon getrennt. Diese Barre nun besteht aus Kieselgeröll, das mit feinerem Material überschüttet ist; so ist es leicht erklärlich, daß ein Wasseraustausch durch den trennenden Damm möglich ist. Aber nicht in ihrer ganzen Ausdehnung ist die Barriere wasserdurchlässig, sondern, wie die Forschungen ergeben haben, nur in einer Tiefe von 6 bis 12 Meter. Und durch diese Tatsache läßt sich nun das Nebeneinanderbestehen der verschiedenen Wasserjorten verstehen. Bei Flut liegt nämlich der Wasserspiegel höher als der des Sees, und es wird also durch den porösen Trennungsrücken salziges Wasser in den See eindringen, bei Ebbe dagegen kommt der Meeresspiegel beträchtlich unter den Seespiegel zu liegen, so daß nun das eingedrungene Wasser wieder ausfließt, ehe sein Salz das darüberliegende, von Zuflüssen und Schmelzwässern natürlich ständig erneuerte jühere Wasser zu durchdringen vermag.

So ist es zu verstehen, daß zwar das unbewegliche Wasser der Tiefe allmählich salzreich geworden ist, während sich in dem darüberliegenden, infolge seiner ständigen Erneuerung durch Zufluß kein Salz anammeln kann. So finden sich auch die verschiedenen Tierarten nicht bunt durcheinandergemischt, sondern in den oberflächlichen Schichten leben Süßwassertiere, dann folgen nach der Tiefe die Brackwasserformen, und dann die echten Seetiere, während die tiefste Tiefe unbelebt bleibt, denn hier liegt eine Zone, die sehr arm ist an dem so lebensnotwendigen Sauerstoff, dafür aber reich an dem giftigen Schwefelwasserstoffgas ist, was durch den völligen Mangel einer Wassererneuerung bedingt wird.

So stellt der Kopilnoja-See ein „wahres Wunder der Natur“ vor, das als ein prächtiges Naturdenkmal einen ganz besonderen Schutz und weitere eingehende Erforschung erfordert.

## Wissen Sie schon? . . .

**Das Wachstum der menschlichen Fingernägel ist enorm.** Würde ein Mensch bis zu seinem 60. Lebensjahre seine Fingernägel unbehindert wachsen lassen, so erreichte die Länge in dieser Zeit die Länge von 3-4 Metern.

**Der in Indien heimische Vogel „Logia“** lernt gleich dem gelehrigen Hunde apportieren und läßt sich auch als Brieftote abrichten.

**Die Arbeitsbiene stirbt,** sobald sie ihren Stachel benutzt hat.

**Die Ruderhölzer** der Alten (Moreren, Trieren oder Polypeten) wurden im achten Jahrhundert v. Chr. erfunden. Ihre Bemalung belief sich auf durchschnittlich 200 Ruderer.

**Schmetterlinge** besitzen sehr zähes Leben. Im Pasteur-Institut ließ man einige lebende Schmetterlinge durch flüssige Luft vollständig hart gefrieren, doch ging von den Tieren, nachdem man sie in die Wärme gebracht hatte, keines ein.

**Autorenfahrer** tragen jetzt mit Vorliebe Abfehlanzüge, wie sie seit einiger Zeit von der amerikanischen Feuerwehr benutzt werden. Auch die auf den Delfeldern beschäftigten Arbeiter tragen Anzüge aus Abseil, wenn sie an einer

Delquelle zu tun haben, die in Brand geraten ist.

**In Wien** wird, wenn ein Kind geboren wird, von den Fingerspitzen der Mutter und des Kindes ein Abdruck genommen, damit jederzeit die Identität des Kindes festgestellt werden kann und Verwechslungen vermieden werden. Uebrigens werden auf Ceylon von verurteilten Eingeborenen Abdrücke der Füße genommen, bevor man sie aus dem Gefängnis entläßt.

## Beiteres.

**Zum Wohl!** In einer galizischen Stadt, so wird im „Simpl.“ erzählt, wohnte ein Wunderrabbi, der im Ruf stand, Tote zum Leben erwecken zu können. Da stirbt ein alter Mann. Der Sohn eilt zum Rabbi und bittet, den Vater wieder lebendig zu machen. Der Rabbi geht mit ihm, und im Hause des Verstorbenen angekommen, fordert er zunächst ein Glas Wein. Trinkt es aus und spricht zu dem Toten: „Abraham, steh auf und leb!“ Der Tote bleibt still und steif liegen. Da sagt der Rabbi: „Der Wein war zu schwach, hol' aus dem Keller eine Flasche Tokajer.“ Der Rabbi leert ein Glas nach dem andern und fordert jedesmal den Toten auf, zu leben. Der Tote bleibt still und steif liegen. Wieder wendet sich der Rabbi zum Sohn: „Der Wein war zu schwach, hol' eine Flasche Bordeaux!“ Der Rabbi leert ein Glas nach dem andern; der Tote bleibt still und steif liegen. Schließlich muß der Sohn noch eine Flasche Champagner holen. Der Rabbi leert ein Glas nach dem andern, ruft jedesmal: „Abraham, steh auf und leb!“ Als aber nach dem letzten Glas immer noch kein Erfolg zu sehen ist, sagt der Rabbi kopfschüttelnd: „Das heiß ich wahrhaftig tot sein!“

**Der schlechte Tänzer.** „Darf ich Sie um den letzten Tanz bitten?“ — „Hatten Sie schon!“

**Das Sonnensystem.** Im Winterhalbjahr wurden die Kapitulantent — Unteroffiziere und ein Teil der Gefreiten — zur Hebung ihrer Allgemeinbildung in mehreren Klassen von Offizieren in Geschichte und Erdkunde unterrichtet. Besichtigung des Unterrichts, Kritik des Regimentskommandeurs: „Der Unterricht hat mir gefallen. Die Leute haben gut geantwortet und machen einen gewissen und interessierten Eindruck. Nur eines ist mir aufgefallen: In der einen Klasse wurde gesagt, die Erde dreht sich um die Sonne, in der anderen, die Sonne dreht sich um die Erde. Wissen Sie, meine Herren, mir persönlich ist es ganz gleichgültig; ich wünsche nur, daß es im Regiment einheitlich gelehrt wird.“

**Konsultation.** Eine Frau kommt zu einem Spezialarzt für Ohren und sagt angstbeidend: „Herr Doktor, ich bin totunglücklich! Mein Mann hat ein furchtbares Leiden — er kann nicht mehr hören! Stundenlang habe ich ihm vorhin erzählt, und er hat kein Wort verstanden!“ Da sagte der Arzt: „Liebe Frau, das ist kein Leiden, was Ihr Mann hat! Das ist eine Gabe Gottes!“

**Hausgeschichten.** Fleischer: „Wie soll ich denn das Schwein zerlegen?“ Hausfrau: „Ist ganz gleich, machen Sie es nur so, daß wir recht viel Schinken bekommen!“

**Profana.** Als Bertie in das Zimmer ihrer Freundin eintreten wollte, blieb sie an der Schwelle wie erstarrt stehen; Lilly stand dort mit einem bildhübschen jungen Mann in einer leidenschaftlich heißen Umarmung. Diskret zog

sie sich zurück. „War das dein Bräutigam?“ fragte sie einige Tage später. „Ein entzückender Mensch!“ — „Nicht wahr?“ sagt Lilly stolz. „Aber das war bloß sein Profurist. Ihn selbst solltest du erst sehen!“

**Der Schusterjunge und die Vädersfrau.** Ein Schusterjunge pochte eines Abends an einem Väderladen an. „Madamchen“, fragte er, „haben Sie noch frische Semmeln?“ — „Ja!“ antwortete die Frau. — „Nun, da machen Sie, daß Sie sie noch loswerden; es ist heute schon spät!“ sagte der Junge zu ihr, und lief fort.

**Der Bauer im Himmel.** „Im Himmel werdet Ihr es gut haben“, sagte ein Geistlicher zu einem todkranken Bauer, „da braucht Ihr nicht zu arbeiten!“ Der Bauer meinte: „Da wird sich schon etwas finden, da werde ich müssen donnern helfen.“

## Schach-Etz.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Fveitnig Nr. 65 bei Teplitz-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

### Schachaufgabe Nr. 36.

Von Gen. Josef Hieke, Meistersdorf. Schwarz: Kh6; Ta7, h4; La5; S16; Be5, h5 (7).



Weiß: Kd1; Db7; Tg2, h2; Ld2, f7; Se6, g5; Be4, f5 (10).  
Malt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgaben an oben genannte Adresse zu senden.

### Lösungszug Nr. 35: Be3-c4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robert Franz, Michel Rudolf, Wittlau; Albert Rudolf, Prosedig; Kreiner Wilhelm, Teplitz; Starwoda Franz, Quai Woll, Protap Karl, Mauber Robert, Triltsch Gustav, Wittershan; Oskar Johann und Bräutigam Anton, Berggrün; Ebert Anton, Reizenhain; Stimmer Emil, Rasternberg; Adolf Wenzel, Arndorf bei Daiba; Hilbel Otto, Kroschowitz; Ulrich Richard, Görsau; Eubal Josef, Neulitzsch; Dinnebler Emil, Leitschen; Oyna Josef, Hofomitz; Lilla Josef, Boosdorf; Schubert Josef, Bolau; Deutel Wilhelm, Arndorf bei Leitschen; Formanel Johann und Röhler Josef, Pöhwitz bei Truppisch; Pödmann Reinhold, Mühlendorf Adorf und Löner Max, Litzkau; Hoher Otto, Soag; Gottfried Hans und Uribil Hans, Voleischen bei Staab; Koukal Edward, Truppisch; Raun Franz, Oberleutensdorf; Trägner Karl, Gichwald; Hofmann Johann, Probstau; Lehnert Josef, Nieder-Ramitz und Görg Alfred, Theusinger Richard, Domina, verweisen wir auf oben stehende Lösung. Nachtrag zu Nr. 32: Schubert Josef, Bolau.

### Briefkasten.

**Ed. Josef, Bolau:** Postkarte genügt vollständig.

**T. Josef, Boosdorf:** Besten Dank für den schönen Brief, Aufgabe Nr. 5 ist korrekt, Nr. 6 leider nach . . . Se2-c4 kein Malt im 2. Zug.

**R. Edward, Truppisch:** Nr. 2 jetzt verwendbar, Nr. 3 nach Dc4 notwendig.

**T. Karl, Gichwald:** Nr. 1 ist sehr hübsch, Nr. 2 bitte nochmals einzusehen, schlecht lesbar.

**P. Reinhold, Litzkau:** Nr. 2 und 3 gut verwendbar.

**S. Otto, Soag:** Es freut mich, daß auch bei euch eine Sektion gegründet wird.